

Christine Finger

aus Deutschland



Stipendien-Aufenthalt in Chile

vom 01. Oktober 2001 bis 01. Januar 2002

Das Internet – wie verändert der Zugang zum globalen Wissen das chilenische Bildungssystem und Erziehungswesen?

Von Christine Finger

Chile, vom 01.10.2001 bis 01.01.2002
betreut von der Heinz-Kühn-Stiftung

Inhalt

1. Zur Person	218
2. Praktikum beim chilenischen Fernsehen. Busfahren „bildet“	218
3. Gesundheit zu verkaufen	219
4. Eine fast unglaubliche Geschichte	219
5. Bittere Armut und Blumen	220
6. Das Projekt: Internet in Chile	220
7. „Red Enlaces“ – ein staatliches Programm	221
8. Eine Schule auf dem Land – „La Sierra“	222
9. Wo die Elite von morgen zur Schule geht – das „Instituto Nacional“	224
10. Das „Liceo Alemán“ – eine Deutsche Schule?	226
11. Schüler in Pyjama und Morgenmantel – die Krankenhausschule „San Borja Arriaran“	227
12. Die Mapuche und der Vogel – ein Missverständnis	229
13. Weiterbildung per Generator – „Red Enlaces“ in Patagonien	232
14. Internet für alle – „Tele- und Infocentros“	233
15. Cunco – das erste kommunale „Telecentro“ Chiles	233
16. Die Begegnung – „El Encuentro“	235
17. Das Fenster zur Welt – Internet in Curarrehue	236
	215

18. Internet im Container – das „Conternet“ in Quilpue	237
19. Schulabschluss mit 44 Jahren – die Mütter von Los Laureles	238
20. Zukunftsmusik – und längst Realität	240
21. Danke	241

1. Zur Person

Journalistin zu werden, war ihr Jugendtraum, doch den hat sich Christine Finger erst mit 30 Jahren erfüllt. 1966 in der Schweiz geboren, wuchs sie in einem Dorf in Schleswig-Holstein und später in Düsseldorf auf. Sie studierte Geschichte und Literaturwissenschaft in Bielefeld und machte eine Ausbildung zur Holzmechanikerin. Doch abgeschlossen hat sie erst ihre Lehre zur Buchhändlerin, weil das die erste Arbeit war, die ihr wirklich gut gefallen hat. Sie blieb fünf Jahre in diesem Beruf, bis es Zeit war, eine neue Herausforderung anzunehmen. Nach einem Quereinstieg war sie zwei Jahre als Redakteurin für die Bielefelder Fernsehproduktionsgesellschaft media 3 tätig. Seit Anfang 2000 arbeitet Christine Finger als freiberufliche Journalistin hauptsächlich für das WDR-Fernsehen in Bielefeld und den WDR-Hörfunk.

2. Praktikum beim chilenischen Fernsehen. Busfahren „bildet“

Während meines Praktikums in der Nachrichtenredaktion eines chilenischen Fernsehsenders lerne ich jeden Tag ein anderes kleines Mosaiksteinchen des großen Bildes „Leben in Chile“ kennen. Das beginnt schon auf der allmorgendlichen Fahrt zum Sender – mehr als eine Stunde bin ich quer durch Santiago mit dem Bus unterwegs. Ich lasse die Stadt an mir vorüberziehen und beobachte die Menschen: einen Mann, der im Bus Gitarre spielt, um sich damit Geld zu verdienen, während rechts neben mir ein Mädchen weint. Die Mutter versucht, ihre Kleine zu trösten, der Gitarrist steigt aus, das Mädchen schläft erschöpft ein, während ein Geschäftsmann neben ihr hektisch telefoniert.

Ein anderes Mal gibt ein Jugendlicher mit einem überdimensional großen, tragbaren Kassettenrecorder einen sozialkritischen Rap zum Besten, sehr junge Frauen mit Säuglingen auf dem Arm erzählen ihre Geschichte und bitten um finanzielle Unterstützung. Ein älterer Mann preist ein Zahnpflegesortiment an und bekräftigt seine Ausführungen mit dem schlecht reproduzierten, aber eindrucksvollen Horrorfoto eines karieszerfressenen Mundes ...

Mir fällt auf, dass viele Mitreisende den Künstlern und Bettlern Geld geben. Mir fällt auch auf, dass hauptsächlich alte und behinderte Menschen und junge Mütter mit Kindern betteln, viele andere arbeiten irgendetwas: jonglieren, machen Musik, treten als Feuerschlucker auf oder verkaufen Aufkleber – in der Fußgängerzone, vor roten Ampeln, in Bussen. So verdienen sie Geld zum Leben oder um sich ihr Studium zu finanzieren. Wenn man den volkswirtschaftlichen Schaden der informellen Arbeit außer acht lässt, dann hilft sie den Menschen, ihre Würde zu wahren. Denn, auch wenn das Spiel des Gitarristen nicht einmal ansatzweise an Carlos Santana erinnert, in der Regel

zücken immer einige Mitfahrende ihre Briefftasche, weil der Staat in Chile niemanden absichert und zu schnell könnte jeder selbst in die Situation kommen, im Bus Zahnpflegeartikel oder Eis verkaufen zu müssen.

3. Gesundheit zu verkaufen

Ein warmer Oktobertag in Santiago: etwa 40 aufgebrachte Menschen protestieren vor dem Obersten Gerichtshof. Einige von ihnen haben sich zusammengekettet auf die Straße gelegt, sie blockieren den Verkehr. Die anderen schwenken Transparente, alle singen. Es ist ein Sprechgesang – ihre Reime klagen die oberste Instanz der chilenischen Rechtsprechung der Ungerechtigkeit an. Die Demonstranten gehören zur Aids-Hilfe Organisation „Vivo Positivo“. Sie protestierten gegen ein Urteil, mit dem eine Kammer des Obersten Gerichtshofes entschieden hat, dass Aidskranke nicht generell ein Anrecht darauf haben, alle ihre Medikamente bezahlt zu bekommen. Polizisten zerren die zusammengeketteten Demonstranten von der Straße und transportieren sie ab.

In Chile gibt es staatliche und private Krankenkassen, doch die ersetzen die Behandlung von Aids und anderen sogenannten „Katastrophen-Krankheiten“ nur zum Teil. Wenn jemand beispielsweise an Krebs erkrankt, bekommt er oder sie prozentual nur soviel bezahlt, wie der jeweilige Vertrag vorsieht und das hängt natürlich von der Höhe der monatlich eingezahlten Beiträge ab. Familien, die vorher wohlhabend waren, kann die schwere Krankheit eines Verwandten völlig ruinieren. Wer kein Geld hat und die Medikamente nicht bezahlen kann, dem bleibt nur noch die Unterstützung anderer, zum Beispiel wohlthätiger Organisationen. Doch deren Budgets reichen auch nicht für alle.

4. Eine fast unglaubliche Geschichte

Nach dem Protest unterhalte ich mich mit einem Journalisten darüber, wie in Chile mit dem Thema Aids umgegangen wird. Er erklärt mir, die Krankheit sei immer noch ein Tabu. Der Staat habe kein Geld für Aufklärungskampagnen und so würden viele Leute noch denken, mit einem Händedruck könnten sie sich anstecken.

Und dann erzählt er mir eine schier unglaubliche Geschichte: Vor ein paar Jahren sendete eine Pharmafirma einen Werbespot für ein Kopfschmerzmittel im Fernsehen: ein Paar tanzte bei Kerzenschein in einer romantisch, anzüglichen Atmosphäre, dann folgte in etwa der Slogan „Solven – damit sie die schönsten Momente des Lebens genießen können ...“

Daraufhin, erzählt der Journalist, seien junge Mädchen schwanger geworden, obwohl sie sicher waren, verhütet zu haben. Sie hatten die Kopfschmerztabletten geschluckt, weil sie nach Ansicht des Werbefilms glaubten, „Solven“ sei ein empfängnisverhütendes Mittel. Der Spot ist daraufhin vom Markt genommen worden. Ein paar Wochen nach diesem Gespräch startet die Regierung eine neue Aufklärungskampagne...

5. Bittere Armut und Blumen

An einem meiner letzten Praktikumstage besuche ich einen Ort, zu dem Außenstehende normalerweise keinen Zutritt haben. Wir fahren in die „Toma“ von Peñalolen, einem Stadtviertel im Osten Santiagos. „Toma“ bedeutet Besetzung. Im Sommer 1999 haben wohnungslose Familien das Land besetzt, heute leben dort etwa 10.000 Menschen. Seitlich der schmalen Wege aus Schotter und Lehm reihen sich kleine Holz- und Papphütten aneinander, mit allem möglichen geflickt. Die Menschen der „Toma“ leben in großer Armut, aber sie sind gut organisiert. Heute haben sie eine Pressekonferenz einberufen; sie kämpfen darum, auf diesem Stück Land bleiben zu dürfen und haben bereits zwei Klagen bei Gericht eingereicht. Der Eigentümer will seinen Besitz an den Staat verkaufen, wohl aber zu einer unangemessen hohen Summe. So befindet sich die Regierung in einem Dilemma – wenn sie kauft, muss sie einen hohen Preis zahlen, kauft sie nicht, droht eine humanitäre Katastrophe in der Stadt, denn wo sollen die Menschen der „Toma“ dann leben? Die sind gerade erst dabei, auf dem besetzten Land Gruben für eine Kanalisation auszuheben, wie sie der Presse stolz zeigen. Während ich darauf warte, dass der Kameramann seine Aufnahmen beendet, entdecke ich ein Stück weiter einen kleinen, liebevoll angelegten Garten. Hier hat jemand einen Quadratmeter saftiges Grün und bunte Rosen zwischen all das Elend gepflanzt.

6. Das Projekt: Internet in Chile

Das Internet sei entscheidend für die Zukunft Chiles, hat der jetzige Präsident bei seiner Regierungsantrittsrede im Mai 2000 erklärt. Und Ricardo Lagos hat sich diesbezüglich viel vorgenommen, denn auch die Schulen und zwar alle sollen bis zum Ende seiner Amtszeit 2006 vernetzt sein. Stößt so ein Vorhaben schon in dichtbesiedelten, wohlhabenden Industrienationen auf Schwierigkeiten, so kann man sich leicht vorstellen, was es für ein Land bedeutet, das mehr als 4.300 Kilometer lang ist und in dem ein Teil der Menschen in der Wüste lebt, ein anderer im Süden auf dem Land und ein weiterer im tiefsten Patagonien, in ewigem Schnee und Eis.

Fünf Millionen Menschen drängen sich in der Metropole Santiago, die anderen 10 Millionen Chilenen leben relativ zersiedelt auf dem Land oder in den wenigen kleineren Städten. Es gibt zahlreiche staatliche Programme und private Initiativen, die den Menschen Zugang zum globalen Wissen ermöglichen sollen, denn privat können sich die meisten Chilenen weder Computer noch Internetzugang leisten. So besaßen im November 2000 nur 17 Prozent der Privathaushalte in Chile einen Computer, davon hatten nur etwa 8 Prozent einen Internetzugang. (Quelle: La Segunda, Tageszeitung, Ausgabe 06.12.2001).

Ich will wissen:

Wie sehen nun staatliche und private Initiativen konkret aus?

Wie verändert das Internet Erziehung und Bildung in dem „Land ohne Ende“, wie es ein „Stern“-Reporter genannt hat. Und ich habe gestaunt.

7. „Red Enlaces“ – ein staatliches Programm

Das chilenische Schulwesen ist ein Mischsystem: es gibt staatliche und private Einrichtungen. Manche Privatschulen werden ausschließlich durch das Schulgeld der Eltern finanziert, die sogenannten „bezuschussten Privatschulen“ erhalten finanzielle Unterstützung vom Staat. Insgesamt 10 Prozent aller Schulen des Landes sind privat organisiert, etwa 30 Prozent werden subventioniert und fast 60 Prozent aller Schulen Chiles sind staatlich. Für deren Besuch müssen die Eltern der Schüler kein Schulgeld bezahlen, die meisten dieser Institutionen haben aber keinen besonders guten Ruf. Ich höre immer wieder, dass gute Bildung kostspielig sei in Chile. Die Ergebnisse einer Prüfung, an der alle Schulen beteiligt werden, scheinen das zu bestätigen. Alljährlich, kurz vor den Sommerferien, findet die „Prüfung zur Messung der erzieherischen Qualität“ statt. Die traurigen Ergebnisse 2001: nur 5 Prozent der staatlichen Einrichtungen befinden sich unter den 100 besten Schulen des Landes. Die chilenischen Familien, die es sich leisten können, zahlen Schulgelder von 80.000 oder gar 300.000 Peso (etwa 140 bis 530 Euro) monatlich und schicken ihre Sprösslinge auf Institutionen mit so wohlklingenden Namen wie „The Grange School“, „Liceo Alemán“ oder „Trinity School“.

Das alles will die Regierung verändern. Schon vor Jahren hat sie eine groß angelegte Bildungsreform angestoßen. So entwickelte das Bildungsministerium Anfang der 90er Jahre ein Programm für die staatlichen Schulen: „Red Enlaces“, was soviel bedeutet wie „Netzverbindungen“. Die angeschlossenen Schulen sollen nicht nur eine Computerinfrastruktur erhalten, sondern auch mit Lernsoftware und Internetangeboten versorgt werden. Darüber hinaus sollen LehrerInnen und SchülerInnen lernen, sicher mit den neuen Medien umzugehen und sie kompetent einzusetzen. So sollen Lehre

und Bildungswesen verbessert und gleichzeitig ein Bildungsnetz in ganz Chile aufgebaut werden.

Im Jahr 2000 steht, statistisch gesehen, 90 % aller chilenischen Schüler in ihrer Schule ein Computerraum mit Internet zur Verfügung. Doch diese Zahl sagt nichts darüber aus, mit wie vielen Mitschülern sie sich diesen Zugang jeweils teilen müssen. Im Zuge des Programms „Red Enlaces“ erhalten Schulen mit unter 100 SchülerInnen drei Rechner, mit 100 bis 300 Lernenden sechs und Einrichtungen mit über 300 SchülerInnen maximal 9 Rechner.

Das Programm wird in der Hauptsache vom chilenischen Staat finanziert, über einen Kredit der Weltbank, die auch große Teile der gesamten Bildungsreform bezahlt hat. Außerdem stellt das Telekommunikationsunternehmen „Telefónica Chile“ allen angeschlossenen Schulen für die Dauer von 10 Jahren (bis 2007) kostenlos Telefonleitungen zur Verfügung. Der heutige Präsident Chiles, Ricardo Lagos, war zu Beginn des Projektes Bildungsminister – seit 1992 haben drei Regierungen das Programm weitergeführt, unabhängig von ihren sonstigen politischen Ausrichtungen.

8. Eine Schule auf dem Land – „La Sierra“

An einem regnerischen Novembertag – der Frühling lässt noch auf sich warten – fahre ich mit zwei Mitarbeitern des „Instituto de Informática Educativa“ der Universität La Frontera in Temuco zu einer Landschule. Anderthalb Stunden von Temuco entfernt liegt „La Sierra“. Von der asphaltierten Straße biegen wir auf 19 Kilometer Schotterpiste ab. Wir fahren an kleinen Hütten vorbei, die als deprimierender Gegensatz in der reichen, schönen Natur stehen. „Hier gibt es nichts außer Armut, Arbeitslosigkeit und Landwirtschaft zum Überleben“, sagt Rodrigo Garrido, einer meiner Mitfahrer und Chef des Institutes. Dann kommen wir zu einer Ansammlung von Holzhäusern. „La Sierra“ ist eine sehr große ländliche Schule, 180 Kinder werden hier unterrichtet. Die Mehrzahl von ihnen lebt auch während der Woche auf dem Gelände, der tägliche Heimweg wäre zu weit. Die Mädchen und Jungen schlafen in großen Sälen, in denen ein Etagenbett neben dem anderen steht. Doch jetzt sind sie alle in einem kleinen Saal versammelt, in dem sonst auch gegessen und unterrichtet wird.

Der Festakt beginnt: Schülerinnen singen ein Lied der Mapuche, einer der ältesten Volksgruppen Chiles. Wir sind in der 9. Region, in Araukanien. Armut bestimmt das Leben der hier wohnenden Mapuche, die in der Hierarchie der chilenischen Gesellschaft ganz unten stehen. Fast zwei Drittel der SchülerInnen von „La Sierra“ gehören dieser Volksgruppe an.

Nachdem eine Gruppe kleiner Mädchen einen Tanz aufgeführt hat, überreichen meine Begleiter Zertifikate über den erfolgreichen Abschluss eines Computerkurses. 20 stolze TeilnehmerInnen werden namentlich aufgerufen – Mütter, Väter, andere Angehörige und LehrerInnen. „La Sierra“ ist die erste Schule in der Region, mit der die Mitarbeiter der Universität von Temuco ein solches Projekt durchgeführt haben. Für die Lernenden war dieser Kurs etwas ganz Besonderes, obwohl in ihm nur Grundwissen vermittelt wurde. Einige von ihnen mussten jedes Mal neun oder mehr Kilometer zu Fuß zurücklegen, um teilnehmen zu können. Die Fortbildung war kostenlos für sie und fand einmal wöchentlich statt; in drei Gruppen haben sie gelernt, jede insgesamt 20 Stunden. Darüber hinaus konnten sie nach Unterrichtschluss die Rechner im Computerraum von „La Sierra“ nutzen.

Die etwa 55-jährige Linda Oviedo hat diese Schule schon besucht, genau wie ihre Kinder und nun lernt sie hier gemeinsam mit ihren Enkeln. Sie hätte vorher nie geglaubt, dass es einfach wäre, Zugang zu den neuen Medien zu finden, dennoch hat sie sich gleich für den Computerkurs angemeldet. Es hat zwar ein bisschen gedauert, bis sie mit der Maus zurechtgekommen ist, erzählt sie, aber dann war das etwas sehr Schönes, eine reiche Erfahrung. Auch deshalb, weil Linda Oviedo die Älteste im Kurs war, aber immer wieder auch diejenige, die ihre jüngeren MitteilnehmerInnen motiviert hat, wenn die fragten, wofür sie das wohl jemals brauchen werden. Linda Oviedo ist davon überzeugt, dass sie alle Fortschritte erzielt haben. Und so soll es weitergehen, sie will mehr lernen.

Mit dem Kurs haben sie auch einen Ausflug in den nächsten Ort, nach Puerto Saavedra, gemacht. Im dortigen Internetzentrum der Gemeinde konnten sie zum ersten Mal im World Wide Web surfen. Das war eine weitere wichtige Erfahrung für Linda Oviedo. „Unglaublich“, sagt sie, „dass man mit dieser Maschine in ein anderes Land reisen kann“. Und – seitdem sie im Fernsehen gesehen hat, dass andere Leute über das Internet Essen verkaufen, hofft sie, dass ihr dasselbe eines Tages mit ihren Backwaren gelingen wird.

Hektor Latorga, Vater eines Schülers von „La Sierra“, ist ebenfalls auf den Geschmack gekommen. Er fände es ideal, auch in der Schule Zugang zum Internet zu haben. Das wäre ganz im Sinne des Lehrers René Bravo, auf dessen Initiative der Computerkurs zustande gekommen ist. Er und die Direktorin der Schule fordern Eltern und Lehrer immer wieder auf, die fünf PC's im Computerraum von „La Sierra“ zu nutzen, daran auch autodidaktisch zu lernen. Für den Lehrer René Bravo ist der Computer nicht nur ein Werkzeug, mit dessen Hilfe er seinen Unterricht gestalten kann. Er wünscht sich, dass Schulen wie „La Sierra“ auch gleichzeitig sogenannte „Telecentros“, sein könnten, also Internetzentren, die von den Einwohnern der gesamten Gemeinde genutzt werden können. Das Problem sind die Kosten, denn das ländliche Fernmel-

dewesen funktioniert mit Hilfe von Satelliten, nicht mit Kabel – so kann sich „La Sierra“ den Internetzugang nicht leisten.

Dringlicher ist außerdem ein anderes Projekt: ein Teil des Schulgeländes ist eine einzige große Baustelle, hier entsteht eine weiterführende Schule. Denn wie die Direktorin Señora Irma Osstätter erzählt, die von allen nur Señora Irma genannt wird, bleiben die Kinder nach ihrem Abschluss meist hier auf dem Land. Um die weiterführende Schule im nächsten Ort zu besuchen, müssten sie jede Woche 2.000 Peso (umgerechnet 3,50 Euro) für die Hinfahrt und ebenso viel für die Rückfahrt bezahlen. „Doch woher sollen sie das Geld nehmen?“, fragt Senora Irma. Die Eltern haben es nicht übrig. So bauen sie also ihre eigene weiterführende Schule und: „wenn Gott es erlaubt, werden wir hier schon im nächsten Jahr mit dem ersten Jahrgang arbeiten können“, hofft die alte Dame.

Sie hat „La Sierra“ 1944 aufgebaut und seitdem geleitet. Señora Irma wünscht sich, dass ihre SchülerInnen ebenso wie die Eltern und Lehrer weiterlernen, sich informieren und immer neu orientieren, damit sie die Armut hinter sich lassen können. So steht der Computerraum ihrer Schule allen zur Verfügung, sie selbst arbeitet in ihrem hohen Alter mit dem PC, denn es ist notwendig und nützlich, findet Señora Irma, „vorwärts zu gehen und eine andere Welt zu entdecken“.

9. Wo die Elite von morgen zur Schule geht – das „Instituto Nacional“

Santiago an einem heißen, stickigen Dezembertag: ein großes Gebäude ohne jeden Schnörkel, es erinnert mich stark an eine Erziehungsanstalt. Auf jedem der quadratischen Schulhöfe rennen Jungen diverser Altersstufen einem runden Leder hinterher. In dunklen Hosen und weißen Hemden spielen sie Fußball, die Krawatten ihrer Schuluniformen baumeln locker um ihre Hälsen. Bald werden sie in die Sommerferien gehen, ihre Tage in diesem Gebäude mit dem Charme eines Gefängnisses sind gezählt – jedenfalls bis zum Beginn des nächsten Schuljahres.

Das „Instituto Nacional“ ist 188 Jahre alt, es wurde mit der Republik geboren und ist die älteste Bildungseinrichtung in Chile, berichtet mir Carlos Garcés, Lehrer und zuständig für den Informatikbereich der Schule. Diese Schule hat sich immer als avantgardistisch und konservativ verstanden, sagt er. 17 Präsidenten des Landes haben hier gelernt, auch der heutige, Ricardo Lagos ist ein „Ehemaliger“. Darüber hinaus hat die Bildungseinrichtung Minister, Richter des Obersten Gerichtshofes und Schriftsteller – wie Antonio Skarmeta – hervorgebracht. Wie Carlos Garcés es ausdrückt: das „Instituto Nacional“ ist ein Gymnasium, in dem die kulturelle und intellektuelle

Elite des Landes geformt wird. Nach seiner erzieherischen Philosophie ist es für alle (womit allerdings nur Jungen gemeint sind!) geöffnet, niemand wird aus politischen, wirtschaftlichen oder religiösen Gründen ausgeschlossen. Das Schulabzeichen klebe nicht nur auf der Jacke, seine Bedeutung sei bis ins Herz gedrungen, behauptet der Lehrer. Die Schüler identifizieren sich sehr mit der Schule, sagt Carlos Garcés, und fühlen sich auch nach ihrem Abschluss noch mit ihr verbunden.

4.320 Jungen besuchen die staatliche Einrichtung, Schulgeld müssen ihre Eltern nicht bezahlen. Dennoch, weil das „Instituto Nacional“ eine Eliteschule ist, wird sie in der Regel von Söhnen aus wohlhabenderen Familien besucht.

Als ich den Computerexperten auf das Programm „Red Enlaces“ anspreche, erstaunt mich seine Antwort. Wir haben uns entschieden, nicht daran teilzunehmen, erklärt Carlos Garcés. Die Technik, die das Bildungsministerium im Rahmen von „Red Enlaces“ bereitstellt, wäre angesichts der hohen Schülerzahlen des „Instituto Nacional“ – 45 Schüler besuchen eine Klasse – ohnehin nicht ausreichend und technisch unbefriedigend. So sucht die Schule nach einer umfassenderen Lösung, sagt der Lehrer, und zählt auf die Zusammenarbeit mit ehemaligen Schülern, deren Aufgabe es ist, Sponsoren zu finden. Das sieht erfolgversprechend aus. Carlos Garcés hofft, dass das „Instituto Nacional“ schon im Jahr 2002 ausreichend mit neuester Computertechnik ausgestattet werden kann. Zum Zeitpunkt meines Besuches besitzt die Schule zwei Computerräume, in denen 4.320 Schülern insgesamt 68 Rechner zur Verfügung stehen. Nur 10 davon haben Internetzugänge und die werden hauptsächlich in Workshops genutzt, sonst dürfen die Schüler nur zur Lösung spezieller Aufgaben „ins Netz“, nach vorheriger Anmeldung.

Dennoch haben viele der Jungen, die ich auf den Pausenhöfen und in den Gängen treffe und befrage, schon Erfahrungen mit dem World Wide Web gesammelt, denn den meisten von ihnen steht im elterlichen Haus ein Internetanschluss zur Verfügung. Ihre Meinungen zu dem Medium sind geteilt: einige nutzen das Internet sehr selten, wie der 17-jährige Everson, er zieht Bücher vor und sucht lieber in der Bibliothek nach Informationen. Der gleichaltrige Manuel dagegen surft gerne und viel. Das hat er sich, wie die meisten Jungen hier, selber beigebracht. Manuel würde gerne im Unterricht lernen, Webseiten zu gestalten. Alejandro, ebenfalls 17 Jahre alt, beurteilt das Netz kritisch: „Das Internet ist die große weltweite Enzyklopädie oder es ist ein großer Mülleimer. Manchmal stößt man darin auf Reportagen, die so überraschend sind, dass man nicht weiß, ob man sie glauben soll oder nicht.“ In einem sind sich alle diese Jungen einig: ihre Zukunft können sie sich ohne das Medium Internet nicht vorstellen.

10. Das „Liceo Alemán“ – eine Deutsche Schule?

Als ich die Brücke über den „Mapocho“, der als braune Brühe durch Santiago fließt, überquert habe und meinen Weg in das Viertel „Bellavista“ fortsetze, bleibt mein Blick automatisch an einem haushohen Transparent hängen: es zeigt einen Adler, es zeigt das Deutsche Bundeswappen. Übergroß ziert er die Rückseite der Deutschen Schule, genauer gesagt einer der vier Deutschen Schulen der chilenischen Hauptstadt.

Dieser plakative Ausdruck deutschen Nationalstolzes bleibt jedoch der einzige, der mir bei meinem Besuch dort begegnet. Am „Liceo Alemán“ wird weder deutsch unterrichtet, noch sind der Direktor oder die Lehrer Deutsche. Aber einmal ist eine Gruppe von Schülern nach Deutschland gereist. „Und“, frage ich Manuel Lahoz, Lehrer und zuständig für den Computerraum, „welche Eindrücke haben sie gesammelt?“ „Nun ja“, antwortet er diplomatisch, „interessant sei es gewesen, aber sie seien sich auch bewusst geworden, dass sie durch und durch Latinos sind..“

Die Deutsche Schule ist wie das „Instituto Nacional“ eine reine Jungenschule, aber eine private. Die Ausbildung ihrer Sprösslinge lassen sich die Eltern einiges kosten, 130.000 chilenische Peso Schulgeld monatlich, umgerechnet sind das etwa 230 Euro. Doch wie viele andere Privatschulen, verzeichnet das „Liceo Alemán“ einen Rückgang seiner Schülerzahlen. In der Tageszeitung „La Tercera“ lese ich, dass von den 1.175 Privatschulen, die es 1999 noch in Chile gab, nur noch 1.031 übriggeblieben sind. Die anderen 144 mussten staatliche Unterstützung beantragen, um überleben zu können. Ob die Probleme der Privatschulen ausschließlich mit der vielzitierten ökonomischen Krise zutun haben, in der sich das Land befindet oder auch damit, dass die staatlichen Schulen die Qualität ihrer Erziehung womöglich doch verbessert haben, wie es Ziel der Bildungsreform ist – das kann ich nicht beurteilen. Seit einiger Zeit jedenfalls melden immer mehr Eltern aus den wohlhabenden Vierteln der Stadt ihre Kinder an staatlichen Schulen an.

Die Atmosphäre in der Deutschen Schule ist „locker“, wenigstens nehme ich das während meines Besuches so wahr. Die Jungen sind quirlig, frech – im Computerraum der Schule herrscht ohrenbetäubender Lärm. Sie haben gerade Pause, doch die Schüler können alle 18 Rechner zu jeder Zeit nutzen. Die Deutsche Schule ist als private Einrichtung nicht an das Programm „Red Enlaces“ angeschlossen. Jeder Computer hier hat einen Internetzugang, chatten ist nicht erlaubt, die Jungen dürfen auch keine Webseiten oder ganze Programme herunterladen und die Lehrer haben ein Kontrollsystem installiert, mit dem verhindert werden soll, dass beispielsweise satanistische oder Gewaltseiten aufgerufen werden können. Darüber hinaus werden die Schüler nur durch die Anwesenheit eines Lehrers überwacht. Manuel Lahoz erzählt, dass

sie Probleme damit haben, das Interesse der Jungen an pornografischen Seiten zu kontrollieren. Er hat den Eindruck, dass einige Kinder zuhause völlig unkontrolliert surfen dürfen. Mit den Eltern der 750 Schüler arbeitet die Deutsche Schule überhaupt nicht zusammen, für die Lehrer werden einmal im Jahr Fortbildungen organisiert. Manuel Lahoz betont mehrfach, wie schwer es gerade älteren Lehrern fällt, ihre Methoden zu verändern und den Computer und das Internet im und für den Unterricht einzusetzen. Schließlich haben sie ihr ganzes Berufsleben auf eine bestimmte Art unterrichtet und damit Erfolg gehabt. Zum Schluss gibt Manuel Lahoz zu, dass hier hauptsächlich die Lehrerinnen die Rechner pädagogisch nutzen.

Die Webseite der Schule wird von den Jungen mitgestaltet und die sind sich in ihren Meinungen zum Internet vollkommen einig: chatten, e-mails und Spiele – dafür interessieren sich alle. Christobal, 15 Jahre alt, chattet mit Bekannten in Argentinien, Uruguay und Mexiko und der 13-jährige Sebastian mailt seinem Freund, der in die USA umgezogen ist. Und für Andrés Cordoba, 11, ist das Internet die einzige Möglichkeit, mit seinen Tanten Kontakt zu halten, die weit weg in anderen Regionen des Landes leben.

11. Schüler in Pyjama und Morgenmantel – die Krankenhausschule „San Borja Arriaran“

Eine ungewöhnliche Schule: hier dürfen die Kinder in Pyjama oder Bade-mantel am Unterricht teilnehmen, Mädchen und Jungen verschiedener Altersstufen sitzen im selben Raum, in der kleinen Schule der Klinik „San Borja Arriaran“ in Santiago. Manche Kinder werden sogar einzeln im Bett unterrichtet. Die kleinen Patienten, die an Krebs oder anderen schweren Krankheiten leiden, müssen Wochen, Monate und manche auch Jahre im Krankenhaus verbringen. Steven, zum Beispiel, wurde mit einer schweren Magen-Darm-Krankheit geboren, die ihm viele Schwierigkeiten bereitet. Er lebt in der Klinik, seit er sehr klein ist, heute ist Steven fünf Jahre alt. Andere Kinder, wie Aladin, der aus dem Süden stammt, wohnen in einem Heim und kommen jeden Tag zum Unterricht und zu ihren Kontroll-Untersuchungen in die Klinik. Insgesamt sind im Krankenhaus 280 Kinder untergebracht, viele von ihnen sind Babys. Die kleine Schule des Hospitals gibt es seit drei Jahren, hier wird die gesamte „Educación Basica“, das sind die ersten acht Schuljahre, unterrichtet. Und wie in jeder anderen Schule bleiben den Kleinen weder Prüfungen noch Noten oder Zeugnisse erspart, alle Leistungsnachweise werden an die reguläre Schule des jeweiligen Kindes weitergegeben.

Vor zwei Monaten (im Oktober 2001) hat die Stiftung einer großen Telefongesellschaft der Krankenhausschule einen Computerraum eingerichtet. Sie spendete 4 PC's, ein Notebook für die Arbeit am Bett und 10 Jahre kostenfreien Zugang zum Internet. Etwas Besonderes, denn die wenigsten der kleinen Patienten haben zuhause eine Möglichkeit, im Internet zu surfen – in das Hospital „San Borja“ werden hauptsächlich Kinder eingeliefert, deren Eltern arm sind.

Als ich den bunt eingerichteten, hellen Klassenraum betrete, brüten Carlo und Wladimir gerade über Grammatikaufgaben. Der 13 Jahre alte Carlo ist seit zwei Wochen hier, wird aber insgesamt drei Monate bleiben müssen, seine Hüfte ist gebrochen. Wladimir hat einen Gehirntumor. Vier Monate lang hat der 12-jährige im Krankenhaus gelebt, nun kommt er nur noch zu einer ambulanten Therapie und zum Unterricht her. Wladimir findet das Internet „ganz gut“, besonders die elektronische Post ist ihm wichtig. Er stammt aus Arica, erzählt er, einer Stadt im Norden Chiles. So lebt der kleine Junge in Santiago mehr als 2.000 Kilometer von seiner Familie entfernt und da hilft ihm das Netz, den Kontakt nach Hause zu halten. Er schreibt e-mails, auch an seine Lehrerin in der fernen Wüstenstadt.

Auf der anderen Seite des Raumes arbeitet Alejandro mit der Lehrerin Estella Lecarus an einem PC. Alejandro leidet an einer chronischen Niereninsuffizienz. Für den 17-jährigen ist das Internet ein „bisschen schwierig“, weil er nicht alle Dinge darin versteht, sagt er, aber unterhaltsam ist es schon.

René humpelt herein und „übernimmt“ den Rechner, den Alejandro inzwischen verlassen hat. Im Internet zu surfen, gibt ihm die Möglichkeit, der Krankenhauswelt zu entfliehen, statt der weißen eine bunte Welt zu erleben, erzählt der 15-jährige.

Zur selben Zeit, ein Stockwerk tiefer: im Computerraum sitzen Carolina und Carina in Bademänteln vor einem der vier Rechner, vertieft in eine Diskussion über ihre Aufgabe, die sie gemeinsam mit einer Psychologiestudentin im Praktikum bearbeiten. Kein Kind darf den Computerraum unbeaufsichtigt nutzen. Die Studentin erzählt von einem Projekt, dass sie vor kurzem abgeschlossen haben: sie gestalteten eine eigene Zeitschrift und mussten dafür auch im Internet recherchieren, so haben sie unter anderem eine Reportage über ihre Krankheiten geschrieben.

Für die junge Lehrerin Estella Lecarus ist das Medium aus anderen Gründen wichtig: die Lehrerinnen von „San Borja“ können sich mit Hilfe der Technologie schnell und einfach mit den KollegInnen verständigen, die ihre Schützlinge normalerweise unterrichten – was nehmen die Kinder an ihren Schulen gerade durch, was müssen sie lernen? Diese und andere Fragen können mit Hilfe von e-mails schnell gestellt und beantwortet werden. Sehr nützlich ist das vor allem bei Schülern, die nicht aus Santiago, sondern aus einem entfernten Flecken dieses „langen Landes“ kommen. Und auch mit

anderen Klinikschulen, in Brasilien, Peru und Europa tauschen sich die Lehrerinnen über das Netz aus. Hilfe bekommen sie dafür nicht, für diese Arbeit müssen sie sich in Eigeninitiative fortbilden.

Am Ende meines Besuches erzählt mir Estella, die seit der Eröffnung vor drei Jahren in der Krankenhausschule unterrichtet, noch Barbaras Geschichte: das kleine Mädchen lebt seit vier Jahren im Krankenhaus, sie sitzt entweder im Rollstuhl oder liegt im Bett. Barbara ist sieben Jahre alt und leidet an einer Muskel-erkrankung, die ihr nur wenige Bewegungen erlaubt, ihre linke Hand aber kann sie bewegen. Aufgrund der begrenzten Zeit, die den Lehrerinnen für den Einzelunterricht zur Verfügung steht und Barbaras körperlicher Einschränkungen war es sehr schwierig, Fortschritte beim Lernen zu erzielen – bis das Mädchen eines Tages an einem Computer saß und die Maus mit der linken Hand bediente. Die Lehrerinnen bemerkten, dass Barbara über eine große Geschicklichkeit im Umgang mit der Maus verfügte. Mit Hilfe einer wohlthätigen Organisation wurde ein PC an Barbaras Bett installiert. Nun arbeitet die Kleine mit CD-Roms und anderen Programmen, lernt so lesen und hat unglaubliche Fortschritte gemacht. „Für das Mädchen ist der Computer ein großes Geschenk“, erzählt Estella Lecarus, „er erlaubt ihr, die Welt in einer unglaublichen Weise kennen zulernen: einfach, indem sie ihre Hand ein bisschen bewegt.“

12. Die Mapuche und der Vogel – ein Missverständnis

In der Universität „La Frontera“ in Temuco arbeitet der Koordinator des Programms „Enlaces Rural“, was soviel bedeutet wie „Ländlicher Anschluss“. Erst im Jahr 2000 gestartet, soll sich diese Initiative der Schulen auf dem Land annehmen. Denn als Anfang der 90er Jahre mit dem allgemeinen Programm „Red Enlaces“ begonnen wurde, blieb eine große Anzahl Schulen unberücksichtigt. Sie erfüllten die Bedingungen nicht, denn viele besaßen weder Elektrizität noch Telefon. In ihrer Mehrheit waren das ländliche Einrichtungen. Als die Verantwortlichen diesen Missstand entdeckten, beschlossen sie, das Programm nicht einfach weiter auszudehnen, sondern ein neues zu entwickeln, zugeschnitten auf die Bedürfnisse und Probleme der Landschulen. Zumal Unterricht bis zum Ende der Militärdiktatur im Jahre 1990 noch häufig darin bestand, dass der Lehrer verschiedene Inhalte zeilenweise an die Tafel schrieb. Die Kinder mussten sie einfach nur abschreiben, jedes Schuljahr die ihm zugedachten Zeilen.

In Chile gibt es um die 3.600 Einrichtungen, die Ernesto Laval und seine Kollegen als „ländlich“ definieren und die in das Programm „Enlace Rural“ aufgenommen worden sind. „Zuerst dachten wir“, erinnert sich der Koordinator, „die Schwierigkeiten lägen auf struktureller Ebene, beim technischen

Zugang zu den weit entfernt liegenden Schulen“. Doch sie mussten feststellen, dass diese Einrichtungen vor allem andere pädagogische Probleme hatten, als die städtischen. An 2.000 der Landschulen unterrichtet jeweils nur ein einziger Lehrer verschiedene Jahrgänge in einem einzigen Klassenraum. Viele Unterrichtsmaterialien mussten erst einmal grundsätzlich auf das ländliche Leben abgestimmt werden. So macht beispielsweise die Zeichnung eines Bankgebäudes oder einer Ampel wenig Sinn in einem Buch für Kinder einer Landschule, von denen viele nie in ihrem Leben eine größere Stadt besucht haben. Und – wenn die Chilenen von „Land“ sprechen, meinen sie damit nicht nur Regionen, in denen Menschen Landwirtschaft betreiben – im Norden bedeutet „ländlich“ ein Leben in der Wüste, im tiefen Süden zwischen Gletschern und Eis. So erweisen sich Materialien immer wieder als untauglich, die für ländliche Schulen insgesamt hergestellt werden, da Kinder im Norden Chiles mit Lamas aufwachsen und SchülerInnen im Süden mit Kühen, erklärt Ernesto Laval. All diese Schwierigkeiten erforderten ein Programm wie „Enlace Rural“. Als sie damit begonnen haben, wurden die Initiatoren auch positiv überrascht: mehr als 80 Prozent der Landschulen haben heute Elektrizität, die restlichen helfen sich mit Generatoren oder anderen alternativen Energiequellen. Im Hinblick auf die Telekommunikation brachten viele Einrichtungen jedoch keine guten Voraussetzungen mit: bis heute haben etwa 80 Prozent von ihnen kein Telefon. Und die einen Telefonanschluss haben, können sich deshalb noch lange keinen teuren Internetzugang leisten. Ernesto Laval und seine Mitarbeiter suchen diesbezüglich nicht nur nach Lösungen für die ländlichen Schulen, sondern für die gesamte ländliche Infrastruktur, wie für Polizeistationen, Rathäuser etc. Denn ein bezahlbarer Zugang zum Internet ist auf dem Land nur kabellos, zum Beispiel mit Satellitentechnik möglich und damit für einzelne Einrichtungen zu teuer.

„Immerhin“, sagt Ernesto Laval, „finden sie heute keine Schulen vor, denen Dächer oder Bücher fehlen, dafür haben andere Projekte gesorgt, die das Bildungsministerium seit 10 Jahren durchführt“.

Dennoch haben viele der Schüler noch nie in ihrem Leben einen Computer gesehen. Steht er dann im einzigen Unterrichtsraum, gehen sie unbefangen auf den Rechner zu, probieren ihn einfach aus und lernen so sehr schnell, erzählt mir Ernesto Laval. Ihre Lehrer haben dann keine andere Möglichkeit mehr, als mitzuziehen.

In städtischen Schulen stehen die PC's in der Regel nicht im Klassenraum. So können die Lehrer solange mit deren Einsatz im Unterricht warten, bis sie sich selber in der Nutzung sicher fühlen.

Das Bildungsministerium stellt jeder Landschule einen Computer pro Klassenraum zur Verfügung und schickt einen Berater, der Lehrer und Schüler im Gebrauch unterweist. Außerdem treffen sich die Lehrer im Rahmen des

Programms „Enlaces Rural“ nun regelmäßig zum Gedankenaustausch, Supervisoren helfen bei Fragen und Problemen.

Ernesto Laval und seine Kollegen haben ehrgeizige Pläne: konnten sie im Jahr 2001 10 Prozent der Landschulen vernetzen, so sollen es 2002 20 Prozent werden und bis 2005 sollen alle Schulen mit einer grundlegenden Computertechnologie ausgestattet sein. Zum Internet haben die Mehrheit der ländlichen Schulen keinen Zugang, nur etwa 20 der insgesamt 3.600 Einrichtungen. Sie alle ans weltweite Netz anzuschließen, ist ein weiteres Ziel, das Präsident Ricardo Lagos formuliert hat.

Nach Meinung des Koordinators Ernesto Laval ist der Umgang mit den Medien auch für das Selbstbewusstsein der Kinder sehr wichtig. Wenn sie die weiterführenden Schulen in den Städten besuchen, fühlen sie sich nicht mehr ausgegrenzt – im Gegenteil, da die Landschulen klein sind, haben die wenigen Schüler oft viel mehr Möglichkeiten, an den Rechnern zu arbeiten.

Probleme sehen die Initiatoren von „Enlace Rural“ aber auch: „wir haben befürchtet, mit der Technologie auch eine dominante Kultur zu übertragen, zum Beispiel, wenn wir sie in Schulen bringen, die von vielen Mapuchekindern besucht werden.“ Doch in den Schulen selbst wird das nicht so gesehen, erzählt Ernesto Laval. Die Menschen begreifen das Internet als Möglichkeit, ihre eigene Kultur zu stärken, indem sie ihre Lebensart und Traditionen nun einer großen Öffentlichkeit präsentieren können, eine Kultur, die bislang wenig sichtbar war.

An diesem Tag, in derselben Einrichtung treffe ich mich auch mit Juan Enrique Hinojosa Scheel. Wenn der stellvertretende Direktor von „Red Enlaces“ spricht, wählt er seine Worte sorgfältig. Auf „Enlaces Rural“ angesprochen, erzählt er mir die folgende Geschichte:

Weil Lernsoftware hauptsächlich in englischer Sprache existiert, haben er und seine Mitarbeiter vor etwa fünf Jahren eine Software in spanisch entwickelt und auch „mapudungun“ benutzt, die Sprache der Mapuche. Dabei musste das Team feststellen, dass ihnen die Kultur der Indios fast unbekannt war, denn als die Autoren das Programm über Vögel der Region fertiggestellt hatten, lehnten die Mapuche diese Software ab. Die Verfasser hatten etwas Wichtiges übersehen: einer der Vögel, ein „Picaflor“ bringt nach dem Glauben der Mapuche Unglück.

Und Enrique Hinojosa macht mich noch auf etwas anderes aufmerksam: Wenn die neuen Medien die ländliche Bevölkerung erreichen, beeinflussen sie auch das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern. Sobald ein Kind Zugang zum Internet hat, verändert das seinen Status. War es vorher jemand, den die Eltern kommandiert haben, so hat es nun Teil an einer anderen, unbekanntem Welt, die in der Realität der Eltern – zwischen Kühe melken und Getreide ernten – nicht existiert, erklärt Enrique Hinojosa.

„Und der Zugang zum weltweiten Wissen kann die Kinder auch dazu bewegen, aus ihren Dörfern fortzugehen, weil sie im Internet eine andere Gesellschaft kennen lernen und dann losziehen, diese zu finden.“

Auch das Verhältnis zwischen SchülerInnen und LehrerInnen ändert sich. Waren LehrerInnen einst diejenigen, die über ihr Wissen Macht besaßen, so hat sich das Verhältnis nun unter Umständen umgekehrt, zumindest, wenn es um den Gebrauch des Computers geht. Denn die Kinder haben nun einen eigenen Zugang zu Informationen und vielleicht widersprechen die dem, was Lehrer oder Lehrerin sagen. Das führt unweigerlich zu Spannungen.

„Aber positiv betrachtet könnte es insgesamt auch zu einem demokratischeren Umgang miteinander führen“, hofft Enrique Hinostroza.

13. Weiterbildung per Generator – „Red Enlaces“ in Patagonien

Leider kann ich nicht das ganze Land bereisen. Deshalb nehme ich zu einigen Schulen und Universitäten per e-mail Verbindung auf. So entsteht auch der Kontakt zu Patricio Astorga Veloso, der mir aus Coyhaique antwortet. Coyhaique liegt in Patagonien, etwa 2.000 km südlich von Santiago. „Koi-Aike“ – „Land zwischen den Wassern“ so haben die indianischen Ureinwohner den Ort genannt. Heute ist Coyhaique die Hauptstadt der 11. Region Aisen, in der 89.000 Einwohner auf einer Fläche von mehr als 100.000 km² leben. (Zum Vergleich: im Bundesland Nordrhein Westfalen teilen sich 18 Millionen Menschen 34.070 km²)

Patricio Astorga Veloso und seine fünf Mitarbeiter tragen die Verantwortung für das Programm „Red Enlaces“ in der 11. Region. Von den 75 Schulen dort sind mehr als zwei Drittel bereits an das Regierungsprogramm angeschlossen.

Sein Büro befindet sich in Patricio Astorga Velosos Wohnhaus, zu seinem Chef und den Kollegen, die mehr als 1.000 km entfernt in Temuco arbeiten, hält er hauptsächlich über das Internet und über Videokonferenzen Kontakt, persönlich sehen sie sich nur ein paar mal im Jahr. Er schreibt, dass seine Region nicht nur weit und wenig besiedelt, sondern auch technisch kaum entwickelt ist, wie das folgende Beispiel zeigt: in Villa O'Higgins, einem Dorf, das weitere 450 km südlich liegt, gibt es eine Schule, die von 70 SchülerInnen besucht wird und die nun seit wenig mehr als einem Jahr Internetzugang hat – mit 32 Kb. „Bei dieser Geschwindigkeit liest Du gut“, witzelt Patricio. Weil das Dorf über ein sehr schlechtes Elektrizitätssystem verfügt, musste die Schule jedes Mal, wenn er die Lehrer dort über das Internet fortbilden wollte, für diese Zeit einen Generator anschließen, der die nötige Energie lieferte. Im Dezember haben sie die Weiterbildung der Lehrer in Villa O'Higgins beendet, „es ist unglaublich“, schreibt Patricio Astorga Veloso mir, „trotz all der Schwierigkeiten erreicht man Fortschritte und Entwicklung.“

14. Internet für alle – „Tele- und Infocentros“

Vor meiner Reise nach Chile hatte ich in einem Zeitungsartikel der chilenischen Tageszeitung „El Mercurio“ vom ersten „Telecentro“ Chiles gelesen, das 1997 in dem kleinen Dorf Cunco im Süden eröffnet wurde. „Telecentro“ bedeutete in diesem Fall: die Einwohner konnten einen Computer im Kiosk auf dem Marktplatz kostenlos benutzen. Heute existieren in Chile etwa 100 sogenannte „Tele- oder Infocentros“. In manchen von ihnen ist der Zugang zum Internet kostenfrei, in anderen wird eine meist geringe Gebühr erhoben. Immer aber sind die Zentren für alle Menschen der jeweiligen Gemeinde offen, dadurch soll gerade den ärmeren Chilenen der Zugang zum Internet ermöglicht werden. Im erwähnten Zeitungsartikel über das erste „Telecentro“ in Cunco wurde außerdem beschrieben, dass viele Mapuchebauern ihre Kunstgegenstände oder landwirtschaftlichen Produkte von diesem Zentrum aus über das Internet verkauften. Der Artikel hat mich neugierig gemacht – wie funktioniert ein „Telecentro“ konkret und wie unterscheidet es sich von einem der zahlreichen Cybercafés, die in den chilenischen Städten wie Pilze aus dem Boden schießen und in denen Touristen und chilenische Jugendliche im Internet surfen?

15. Cunco – das erste kommunale „Telecentro“ Chiles

Anderthalb Jahre, nachdem ich den erwähnten Zeitungsartikel gelesen habe, stehe ich auf dem Marktplatz in Cunco und finde dort einiges anders als beschrieben vor: das kommunale Internetzentrum befindet sich inzwischen in einem Raum der öffentlichen Bibliothek. Als ich das schlichte braune Gebäude betrete, sitzen nur junge Leute an den drei Rechnern. In der anderen Ecke des Raumes arbeiten Handwerker und veranstalten einen ohrenbetäubenden Lärm. Die Nutzer scheint das wenig zu stören. Horacio Saavedra schreibt e-mails an einen Freund in Argentinien. Er ist Computerfachmann, zur Zeit arbeitslos. Jeden Tag kommt der 21-jährige für zwei oder drei Stunden in das „Telecentro“, dann sucht er im Internet Informationen rund um Computer, Programme, Software etc. Doch Horacio Saavedra hält sich nicht nur auf dem Laufenden, er chattet auch gerne mit Leuten aus anderen Ländern. Der Computerfreak kennt das Zentrum von der ersten Stunde an, damals stand ihm hier nur ein langsamer Rechner zur Verfügung, heute ist der technische Service viel besser, stellt er fest, dank der Universität La Frontera in Temuco und des Gemeinderates. Auch Maria Lucia Mandadino sucht die Einrichtung fast jeden Tag für mindestens eine Stunde auf. 17 Jahre alt, charakterisiert sie sich selbst: „Ich bin ein Mapuchemädchen und kommuniziere regelmäßig mit den übrigen Brüdern und Schwestern, übers Internet geht das viel leichter“.

Nach den im Zeitungsartikel erwähnten Bauern, die ihre Waren über das Internet verkaufen frage ich Irma Landeros und Christian Villegas, die beiden Betreiber des „Telecentros“. Irma Landeros betreut das Projekt seit der Eröffnung vor fünf Jahren. Als sie mit ihrer Arbeit begonnen hat, verfügte sie nur über Computerkenntnisse aus der Schule. Sie stammt aus einer Bauernfamilie und erzählt: „Für uns, die Leute vom Land, ist es sehr schwierig, eine offizielle Amtsstube zu betreten, wenn uns die ausreichende Erziehung fehlt. Also gehen wir nicht gerne hin, sondern warten darauf, dass uns jemand fragt, was wir brauchen. Die Leute der Universität de la Frontera kamen und haben angefangen, uns zu qualifizieren, wie man mit Computern umgeht, sie haben gesagt: ihr seid fähig, also los geht's. Wir mussten zuerst herausfinden, was die Leute, die hier leben, eigentlich brauchen, zum Beispiel Informationen über Krankheiten der Tiere oder Preislisten. Sie kommen mittwochs oder donnerstags und bitten um eine Liste der Supermarktpreise und Sonderangebote, damit sie am Freitag danach einkaufen können. Als wir mit dem Telecentro begannen, hatten die Bauern noch niemals vor einem Rechner gesessen, heute, wenn Du heute Landwirte fragst, wissen sie, was das Internet oder eine Website ist. Die Menschen, die das Telecentro besuchen, sind Menschen mit niedrigem Einkommen, die zuhause keinen Rechner besitzen. Wir haben Gruppen von Kleinbauern und Kleinunternehmern, die ihre Kontakte übers Internet gemacht haben, um ihre Produkte zu einem besseren Preis zu verkaufen. Im World Wide Web können sie sich auch informieren, wie viel beispielsweise das Getreide woanders kostet oder wie Landwirte dort arbeiten“.

Irma Landeros träumt davon, noch abgelegene Teile der Kommune mit der Computertechnologie zu versorgen und mit den Leuten zu arbeiten, die wenig gebildet sind und sich kaum trauen, eine Behörde aufzusuchen. Ein anderer Wunsch Irma Landeros' ist, dass die Nutzung des „Telecentros“ wieder kostenlos wäre, wie zu Anfang. Seit diesem Jahr (2001) kostet die Stunde 500 Peso, umgerechnet etwa 90 Cent. Die Betreiberin bedauert das, „Hausfrauen beispielsweise“, sagt Irma Landeros, „suchen sich Rezepte aus dem Internet, dafür sollten sie nicht bezahlen müssen.“

Ihr Kollege Christian Villegas bestätigt, dass das Telecentro „superwichtig für die Kommune ist“, so gibt es eine Reihe von Menschen, die ihre Einkommenssteuererklärung über das Internet erledigen, dazu müssen sie nicht mehr extra nach Temuco fahren, was sie früher einen ganzen Tag gekostet hat. So sparen sie also Wege und Kosten, erklärt der Betreuer.

Getroffen habe ich im „Telecentro“ von Cunco weder einen Bauern, der e-Commerce betreibt, noch einen Einwohner, der sich seinen Weg zum Finanzamt spart. Vielleicht liegt es daran, dass ich an einem Freitag Nachmittag dort bin, dem einzigen Tag in der Woche an dem das erste kommunale Internetzentrum Chiles früher schließt ...

16. Die Begegnung – „El Encuentro“

Ein Haus, ocker gestrichen, bunte Schilder werben für das „Centro Internet Comunitario“, das Internetzentrum der Gemeinde. Toreinfahrt, Treppenhaus und Hinterhof sind noch eine Baustelle, das Zentrum „El Encuentro“, „Die Begegnung“, ist gerade erst in dieses Haus eingezogen. Auf der Homepage habe ich gelesen, dass die, nach eigener Einschätzung, „einzigartige“ und „vorkämpferische“ Initiative im Mai 1999 eingeweiht wurde. Gespannt gehe ich hoch in den ersten Stock, betrete einen etwa 50 qm großen Raum, voll mit Menschen unterschiedlichen Alters. Während ich auf José Baeza Miranda, den Leiter, warte, fällt mein Blick auf eine Auszeichnung:

„Santiago, am 28. September 1999: Ricardo Lagos Escobar (damals noch) Präsidentschaftskandidat, verleiht diese Anerkennung der Bürgerinitiative „El Encuentro“, die ein Beispiel für die gleichberechtigte und solidarische Gesellschaft ist, die wir aufbauen wollen.“

Und so erklärt mir dann auch José Baeza Miranda stolz das Konzept der Begegnungsstätte: die Besucher arbeiten mit, nicht der Direktor bestimmt das Weiterbildungssystem, sondern die Gemeinschaft und alle Programme werden in Zusammenarbeit mit der Kommune realisiert. Ein weiteres Zentrum mit diesem Konzept existiert in einem anderen Stadtteil Santiagos, noch in der selben Woche soll ein Drittes eröffnet werden, ebenfalls in Santiago. José Baeza und seine Mitarbeiter wollten das Modell eines „Telecentros“ schaffen, das als Vorbild dient. Ihr Ziel ist, die Leute der Kommune weiterzubilden, ihnen den Zugang zur Technologie zu ermöglichen, damit sie dieses Werkzeug für ihre Entwicklung nutzen können. Regelmäßig besuchen José Baeza und seine Kollegen andere kommunale Projekte, laden Interessierte ein, das Zentrum „El Encuentro“ zu besuchen. José Baeza Mirandas Einschätzung nach kann das Internet erheblich zur Steigerung der Lebensqualität beitragen. Kleinunternehmer haben die Chance, ihr Geschäft zu verbessern, indem sie ihre Produkte oder Dienstleistungen über das Internet anbieten, Jugendliche können sich für ihren späteren Beruf qualifizieren und weiterbilden. „El Encuentro“ bietet darüber hinaus ein eigenes Radioprogramm an, das nur im eigenen Stadtteil und im Internet empfangen werden kann. Produziert wird es von den Bewohnern des Stadtteils, einer von ihnen ist Viktor Vega. Seit 3 Jahren kommt er her, begonnen hat für ihn alles mit dem Radio, das wollte er mitgestalten, erst danach hat er seine Liebe zum Internet entdeckt. Das „Telecentro“ hat ihm sehr geholfen, auch bei seiner Arbeit, erst vor kurzem konnte er ein Praktikum als technischer Berater in einer großen Agentur machen. Seiner Meinung nach öffnen Computer viel mehr Türen, als sich die meisten Leute vorstellen können. Das „El Encuentro“ empfindet der 27-jährige als familiär, die Leute kennen sich, neue Besucher werden schnell integriert, wer

kommt, kommt nicht nur, um im Internet zu surfen, sondern auch, um die anderen Nutzer zu treffen.

Das Internetzentrum von El Encuentro ist abends wesentlich länger als die anderen chilenischen „Telecentros“ geöffnet: bis 21.00, freitags sogar bis 23.00 Uhr. Die Nutzer müssen 700 Chilenische Peso, das sind umgerechnet etwa 1 Euro 25 Cent, pro Stunde bezahlen, Schüler und Studenten 500 Peso, etwa 90 Cent. Wer zwischen 9.30 Uhr und 10.30 Uhr kommt, darf umsonst surfen. Stolz ist José Baeza nicht nur auf die durchschnittlich 30 Besucher täglich, sondern auch darauf, dass sie im „El Encuentro“ pro Jahr mehr als 5.000 Personen geschult haben. Jeder Kurs kostet 1.300 Peso, wer das nicht aufbringen kann, hat die Möglichkeit, stattdessen im Zentrum mitzuarbeiten, er oder sie kann Kurse leiten, auf der Baustelle am Haus mithelfen oder den Nutzern der Computer als Ansprechpartner zur Verfügung stehen usw.

Letztere werden immer gebraucht, während meines Besuches nimmt eine größere Gruppe besonders viel Aufmerksamkeit in Anspruch. Die Kindergärtnerin Melinda Vargas ist mit zehn Frauen und einem kleinen Mädchen ins Internetzentrum gekommen. Seit fast drei Monaten bilden sich die Mütter hier einmal wöchentlich weiter. Angefangen hat es damit, dass José Baeza die Kindergärtnerin eingeladen hatte, an einem Computerkurs teilzunehmen, später zeigte sie dann den Müttern das Zentrum. Jaqueline Campo ist mit Tochter Estefanie hier und gibt lachend zu, dass die 3-jährige inzwischen wohl mehr gelernt hat als sie selbst und das spielerisch.

Suzanna Rias, eine andere Teilnehmerin, erklärt mir, dass keine der Mütter aus der Gruppe zuhause einen Computer besitzt, „nur das Wort hatten wir schon einmal gehört“, sagt sie. „Wir als Mütter, die in vier Wände eingesperrt sind, bekommen die neuen Entwicklungen nicht mit, die sind etwas Fremdes, was wir nicht kennen und was uns auch Angst machen kann, aber jetzt geht es besser, jetzt können wir ihn selber benutzen. Heute wird ja alles per Computer und über das Internet gemacht. Es ist eine große Chance für uns“. Ebenso wie Jaqueline Campo setzt auch sie das Medium zur Erziehung ihrer Tochter ein. So lernt ihre Kleine im Internet Buchstaben, Farben und rechts und links zu unterscheiden. „Meine Tochter mag es sehr, auf die Tasten zu drücken“, erzählt Suzanna Rias, „sie stellt sich gerne vor, eine Sekretärin zu sein.“

17. Das Fenster zur Welt – Internet in Curarrehue

Curarrehue ist eine kleine Gemeinde in der 9. Region. Etwa 6.000 Menschen leben hier am Fuße der Anden. Heute drängen sich um die 100 von ihnen in der Schule des Ortes. Nachdem sie die Nationalhymne gesungen und diverse Ansprachen gehört haben, folgen alle dem Bürgermeister zu einem

kleinen beigen Holzhaus, das neben dem Rathaus errichtet wurde. Unter dem Applaus der Zuschauer dreht der Bürgermeister den Schlüssel und öffnet die Tür: in einem etwa 40 qm großen Raum stehen auf einfachen Holzti-schen sechs Rechner mit Internetanschluss.

Ab heute werden sie allen Einwohnern von Curarrehue kostenfrei zugänglich sein – die Gemeinde hat ihr eigenes „Telecentro“. In der Anfangsphase wird ein Berater die Nutzer einweisen und bei Problemen helfen. Während eines kleinen Umtrunks frage ich einige der Anwesenden, was sie sich von dem Zentrum erhoffen. Ein junger Mann antwortet: „Für mich ist das wie das Fenster zur Welt, denn wir sind hier ja von allem abgeschnitten.“

Eine ältere Frau erzählt, sie sei die Abgesandte einer Mapuche-Organisation und endlich, endlich könnten sie sich schnell und einfach mit anderen Organisationen vernetzen...

Außer ihr sind viele der Anwesenden LehrerInnen, die bereits Erfahrungen mit Computern gesammelt haben, denn die Schule in Curarrehue wurde im Rahmen des Programms „Red Enlaces“ mit einem großen Computerraum ausgestattet.

Als ich den Bürgermeister für ein Interview suche, wartet vor dem Rathaus nebenan eine ältere Frau, die nur abwehrend auf meine Frage antwortet, was sie von dem neuen „Telecentro“ hält. Ich habe den Eindruck, dass sie nicht weiß, was Internet überhaupt bedeutet, das aber auf keinen Fall zugeben will.

18. Internet im Container – das „Conternet“ in Quilpue

Gerade zog noch eine idyllische Landschaft rechts und links an der kleinen Nebenstraße Richtung Valparaiso und Viña del Mar vorbei, da finde ich mich plötzlich in der jungen, sich rasch ausdehnenden Stadt Quilpue wieder. Es wimmelt von Menschen, Autos und Bussen und anders als in anderen vollen Städten Chiles erscheint mir hier alles ohne Charme, einfach nur durcheinander, chaotisch. Es dauert eine Weile, bis mir jemand helfen kann, als ich nach der Adresse frage, die ich mir notiert hatte. Je näher ich meinem Ziel komme, desto klarer wird mir, warum. Ich fahre einem Sandweg nach, der sich den Hügel hinaufschlängelt und durch ein offensichtlich armes Viertel auf die Gesundheitsstation zu. Neben dem gemauerten Gebäude steht hinter einem hohen Bauzaun ein etwa 15 qm großer, blauer Container, wie wir ihn von Baustellen kennen. Daran hängt eine Tafel, auf der, mit Kreide geschrieben steht „Internet para todos – Internet für alle“. Die Uhrzeiten sind verwischt, nicht mehr zu erkennen. Eine Eisenkette verschließt das Gelände. Ich frage nebenan nach und eine Nachbarin erzählt mir, dass der Betreiber dieses „Telecentros“, dass „Conternet“ genannt wird, gegenüber wohnt. „Klingeln

Sie dort ruhig“. Doch da sehe ich ihn schon, er steht am Zaun und schaut mich misstrauisch an. „Es ist nur abends geöffnet“, sagt er, „zwischen 19.30 und 23.00 Uhr, dann sind die Telefongebühren nicht mehr so hoch“. Trotzdem schließt Ramon Carrasco den Container auf und führt mich in dessen spärlich ausgestattetes Inneres. Zwei Computer befinden sich dort, einer mit Internetzugang, es ist dunkel und ich finde es deprimierend. „Die Regierung hat uns nur den puren Container und die Computer gegeben“, berichtet Ramon Carrasco, „die Fenster, den Fußboden und die Innenwände haben wir selber eingebaut und die Tische und Stühle besorgt. Es läuft nicht gut, denn das „Conternet“ muss sich selbst finanzieren, das heißt, vor allem die Telefongebühren wieder reinholen.“ Die betragen monatlich etwa 35 - 40 Euro. Pro Stunde kostet die Benutzung des Rechners 400 Peso, etwa 70 Cent, für die meisten der Einwohner dieses Stadtteiles ist das zuviel. Häufig kommen nur 3 Nutzer täglich, beklagt sich Ramon Carrasco, hauptsächlich sind es Jugendliche. Die dürfen dann für 100 Peso eine Viertelstunde lang e-mails senden. Ramon Carrasco hat mit einigen von ihnen schlechte Erfahrungen gemacht. „Sie haben gesagt, dass sie kein Geld haben und das nächste Mal bezahlen werden, sind dann aber nicht mehr wiedergekommen.“

Wie es mit dem „Conternet“ weitergehen soll, weiß der Betreiber nicht, nur, dass er es gerne weiterführen möchte – und, eine kleine Hoffnung hat er noch: er will der Nachbarschaftsvereinigung der 350 Einwohner seines Stadtteils vorschlagen, dass sich alle an der Finanzierung des kleinen Internetzentrums beteiligen sollen.

19. Schulabschluss mit 44 Jahren – die Mütter von Los Laureles

Nach zwei Autostunden erreiche ich von Temuco aus über eine staubige Schotterpiste den verschlafenen Ort Los Laureles. Die Atmosphäre erinnert an einen Western, alle Wege liegen ausgestorben da, ein alter Traktor rostet im Vorgarten vor sich hin, vor einem Haus, von dem alle Farbe abgeblättert ist, steht verlassen ein Tischfußballspiel. In der staatlichen Schule „Liceo Arturo Valenzuela“ warten vier Mütter auf mich, Teilnehmerinnen eines Computerkurses. Konzentriert starren sie auf die Bildschirme ihrer Rechner, Maria Carrasco tippt mit zwei Fingern mühsam einen Text, den sie für mich – unbekannterweise – geschrieben hat, dabei strahlt sie. Ich lese:

„Heute bin ich glücklich, weil es mir im Alter von 44 Jahren gelungen ist, den Abschluss der weiterführenden Schule zu machen. Dadurch habe ich mich ein Stück selbst verwirklicht und kann außerdem meinen Kindern helfen. Ich danke meinen Lehrern, ich werde sie vermissen, denn ich mag sie sehr und ich wünsche Ihnen schöne Weihnachten. Maria Carrasco.“

„Mit den Fernsehern hat es auch so angefangen“, erzählt sie, „erst hatten nur wenige so ein Gerät im Haus und jetzt haben alle einen. So wird es mit Computern auch sein“, glaubt Maria Carrasco, also will sie damit umgehen können. Sie würde auch gerne einen Rechner zu Hause haben, für ihre Kinder. Ihr Junge wird dieses Jahr an die Universität gehen, „für alles braucht man da einen Computer“. Doch die Anschaffung ist zu teuer, vom Gehalt ihres Mannes kann ihre Familie das nicht finanzieren. Trotzdem hofft Maria Carrasco, dass sie sich irgendwann einen eigenen PC leisten können. Ich frage, ob sie auch hofft, mit den neu erworbenen Computerkenntnissen eine Arbeit für sich zu finden. „Das wäre ideal“, antwortet sie, „aber in diesem Dorf gibt es keine Arbeit für uns. Doch womöglich wird es uns woanders einmal helfen, diesen Kurs gemacht zu haben“. Und mit 44 Jahren, in einem „reiferen Alter“, wie sie sich ausdrückt, mit mehr Lebenserfahrung noch einen Schulabschluss zu machen und den Umgang mit Computern zu lernen, damit fühlt sich Maria Carrasco „reich, einfach prächtig“, zumal ihr das nicht leicht gefallen ist.

Schwierig war die erste Begegnung mit dem Computer auch für Patricia Uquenao, dennoch war sie sehr glücklich, als sie in die Schule ihres Sohnes eingeladen wurde, um an einem Kurs teilzunehmen. Inzwischen kann sie sich ihr Leben ohne dieses Medium nicht mehr vorstellen. Patricia Uquenao lebt acht Kilometer entfernt von Los Laureles auf dem Land, es ist schwierig für sie, den Ort zu erreichen. Doch auch in der größten Hitze kommt sie jedesmal zum Kurs, zu Fuß, weil es ihr sehr wichtig ist, nichts zu verpassen. Sie ist Vertreterin einer Indio-Gemeinschaft und träumt davon, die Technologie für die 23 zusammenlebenden Familien nutzen zu können. Ihre Leute kennen keine „neuen“ Medien, der Fernseher ist das Einzige. Das Internet liebt Patricia Uquenao, „es ist wie eine Reise des Geistes an jeden Ort, an den man reisen möchte“, sagt sie.

So nutzt sie auch häufig das „Telecentro“ von Los Laureles, das ebenfalls in der Schule untergebracht ist. Dieses Internetzentrum besteht aus nur zwei Rechnern, die in der Ecke der kleinen Bibliothek einen Platz gefunden haben und leicht zu übersehen sind.

Patricia Uquenao sitzt hier, so oft es ihr möglich ist, besonders seitdem sie eine Broschüre gefunden hat, in der Ausbildungen mit Hilfe des Internets angeboten wurden. Daraufhin hat sich Patricia Uquenao vorgestellt, „dass bestimmt viele Leute gerne studieren möchten, aber nicht wissen, wie und wo oder keine Zeit haben, weil sie arbeiten müssen.“ Eine Art „virtuelle Fernausbildung“ wäre die perfekte Lösung. „Man lernt gleichzeitig, den Computer zu bedienen und beispielsweise Buchhaltung.“ Darüber hat Patricia Uquenao mit vielen Leuten ihrer Gemeinschaft und aus Los Laureles gesprochen und ist auf großes Interesse gestoßen. Die Direktorin der Schule hat erlaubt, dass sie die Rechner des „Telecentros“ für diese Fernkurse nutzen dürfen.

Auch eine weitere Schwierigkeit hat Patricia Uquenao bereits gelöst: 6.500 Peso, umgerechnet etwa 11,50 Euro, kostet so ein Kurs monatlich, er dauert 10 Monate – zu teuer für die aktive Mapuche. Also hat sich Patricia Uquenao 10 Interessenten gesucht, die mit ihr am Kurs teilnehmen, denn wem das gelingt, der bekommt den eigenen Kurs geschenkt, das hat sie geschafft. Patricia Uquenao will Buchhaltung lernen, immer wenn sie Zeit hat, kommt sie in das „Telecentro“, um sich weiterzubilden. Ihr Plan ist, irgendwann ein eigenes Büro mit einem Rechner zu besitzen, mit dessen Hilfe ihre Kunden ihren Lebenslauf schreiben können, Arbeit suchen oder etwas verkaufen. Noch gehört ihr nicht mal ein Computer, aber Patricia Uquenao hat einen Traum und den versucht sie zu verwirklichen, Stück für Stück.

Das „Telecentro“ von Los Laureles ist erst seit einem knappen halben Jahr (Juni 2001) geöffnet, jeden Werktag Nachmittag, für alle Bewohner der Kommune. Noch ist die Nutzung kostenlos, die Leute sollen das Angebot erst kennen lernen. Und das läuft häufig nach dem gleichen Schema ab, wie Betreuer Mauricio Riquelme bisher beobachten konnte: das erste Mal kommen sie, um sich beraten zu lassen, beim zweiten Mal schauen sie zu und beim dritten Besuch setzen sie sich hin und dann hilft er. Ihm macht diese Arbeit großen Spaß, denn Mauricio Riquelme ist in Los Laureles aufgewachsen, zum Studieren weggegangen, danach aber wieder zurückgekehrt. Es gefällt ihm, heute den Leuten helfen zu können, die sich schon um ihn gekümmert haben, als er noch ein kleiner Junge war.

20. Zukunftsmusik – und längst Realität

Santiago am Nikolaustag, dem 6. Dezember 2001:

Ich besuche Daniela Vergana Finger im Bildungsministerium und informiere mich über eine neue Initiative der Regierung, die im kommenden Jahr (2002) starten soll. Sie trägt einen komplizierten Namen, der etwa soviel bedeutet wie: „Projekt zur Öffnung des Programmes Red Enlaces für die Allgemeinheit.“ Sein Inhalt ist so simpel, wie der Titel kompliziert. Bisher sind mehr als 6.000 Schulen an das Regierungsprogramm „Red Enlaces“ angeschlossen, diese vorhandene Infrastruktur soll in Zukunft nicht mehr nur den Schulklassen zugute kommen, erklärt mir Daniela Vergana Finger. Um eine größere Rentabilität zu erreichen, will das Ministerium die vorhandene Infrastruktur nun für die Allgemeinheit nutzen, sowohl für Eltern und Erziehungsberechtigte, als auch für die Gemeinden. Zuerst sollen die Eltern befähigt werden, mit der Computertechnologie umzugehen, Grundlagen erlernen. Darüber hinaus könnten die Computersäle von den Gemeindemitgliedern in vielfältigster Weise gewinnbringend eingesetzt werden. Das Projekt soll zunächst

während einer Pilotphase in 500 Schulen getestet werden und sich selbst finanzieren. Daniela Vergana Finger erklärt mir, dass es nicht nur einer Annäherung der Eltern an ihre Kinder im Bezug auf die neuen Medien dienen soll, sondern es will auch gleiche Chancen für alle Chilenen schaffen, den Umgang mit Computern zu erlernen. Denn viele Erwachsene, die auf dem Land leben, sagt sie, haben keinen Zugang zu den „neuen“ Medien und es ist Aufgabe der Regierung, das zu verändern. Ein Teil dieser Pläne kommt mir sehr bekannt vor, sie sind mir längst in der Realität begegnet, zum Beispiel in der armen Landschule „La Sierra“ oder in dem verschlafenen Ort „Los Laureles“. Dort hatten engagierte LehrerInnen und zwei Direktorinnen den Bedarf längst erkannt. In Eigenregie organisieren sie Kurse für Eltern und Bewohner ihrer Gemeinde und nutzen dazu die Infrastruktur des Programms „Red Enlaces“, ganz selbstverständlich, ganz ohne staatliche Unterstützung.

21. Danke

Ich danke besonders der Heinz-Kühn-Stiftung, dass sie mir drei unvergessliche Monate voller berührender Erlebnisse und Begegnungen ermöglicht hat, Ute Maria Kilian für ihre herzliche Unterstützung. Ich danke Maria Isabel Matte, dafür dass ich ein Praktikum in der Nachrichtenredaktion des „Canal 4“ machen durfte. Den Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen des „Instituto de Informática Educativa“ der Universität La Frontera in Temuco, allen voran Rodrigo Garrido und Manuel Morales. Außerdem René Bravo, Señora Irma und den LehrerInnen und SchülerInnen der Schule „La Sierra“ für unvergessliche Stunden. Dank den „Müttern von Los Laureles“ und Jessica Torrejon, Estella Lecarus und den Kindern aus „San Borja“ für besondere Momente. Und natürlich allen anderen, die mir ihre Zeit und Gedanken während zahlreicher Interviews geschenkt haben. Mein besonderer Dank gilt Thomas Wedderwille in Santiago. Außerdem Christian Matté und Daniela für ihre Hilfe. Sara, Mika, Claudia und Monika für eine gute Zeit.

Und nicht zuletzt danke ich den Daheimgebliebenen für ihre liebevolle Unterstützung, vor allem Alex Meister.

Hajo Billmann – danke für alles!